

**Claus Pias, Joseph Vogl, Lorenz Engell, Oliver Fahle, Britta Neitzel (Hg.):
Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von
Brecht bis Baudrillard**

Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1999, 400 S., ISBN 3-421-05310-3, M 49,80

„Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard“, das ruft nach Kritik: Geschlossenheit, Definitionsmacht, Teleologie! Das Kursbuch versammelt aller-

dings vierzig mehr oder minder klassische Texte aus den letzten gut einhundert Jahren in Kapiteln, deren Anordnung und Kommentierung die unumgängliche Problematik des Kanonisierens mitbearbeiten. Die HerausgeberInnen von der Fakultät Medien der Bauhaus-Universität Weimar stellen dabei einen Medienbegriff vor, der ebenso brillant entworfen ist wie er auch zur fast unlösbaren Hausaufgabe wird: Denn was verbindet ihren Begriff von „Medien“ mit den gesammelten Texten?

Kein Abhaken einzelner Genres oder Schulen, keine Apparateaufzählung, keine historische Vollständigkeit, wie in vergleichbaren Sammelwerken angestrebt; vielmehr ist hier eine methodische Selbstreflexion federführend, die weder strikt noch exklusiv ist, aber dennoch den Anspruch erhebt, „eine Topografie von Fragen zu verzeichnen, die die Richtung medienwissenschaftlicher Arbeit [...] bis auf weiteres bestimmen wird.“ (S.11)

Dem Verlag war das offensichtlich nicht geheuer: Auf dem Buchrücken werden dann doch wieder Klassiker, Kanon und Kompetenz angepriesen. Wie sonst kann man ein Medienbuch verkaufen, das im Vorwort behauptet, es gebe keine Medien, „keine Medien jedenfalls in einem substanziellen und historisch stabilen Sinn.“ (S.10) Sie seien dadurch gekennzeichnet, „dass sie das, was sie speichern, verarbeiten und vermitteln, jeweils unter Bedingungen stellen, die sie selbst schaffen und sind“ (ebd.). Damit steht die Vorgängigkeit eines wissenschaftlichen Objekts vor seiner Analyse oder Reflexion zur Debatte – und letztlich auch die Selbstverständlichkeit, mit der sich etwas wie „Medienwissenschaft“ etabliert.

Die Gruppierung der Texte bildet Knotenpunkte, die sich nur ausgehend von theoretischen Ansätzen denken lassen, geht also bereits von Standpunkten aus, die alles andere als unbeschriebene Blätter eines Neuanfangs spiegeln. Zu fragen bleibt, ob eine gewisse Selbstverständlichkeit, mit der grundverschiedene Schreib- und Denktraditionen in den einzelnen Kapiteln versammelt werden, eher zum Weiterlesen der Quellen anregt oder ihre Nivellierung zur Folge hat – kann solch eine produktive Überschreitung nicht allzusehnell ihren Irritationsgehalt verlieren?

Der Titel des Kapitels „Begründungen“ weckt zunächst den Verdacht, hier könnte doch eine leicht verbrämte theoretische Evolution angekündigt werden oder gar ein Grundlagenwissen. Auswahlkriterium für die Texte von Benjamin, Parsons, McLuhan, Luhmann und Débray war der Befund, sie hätten „Leitfragen entworfen“ und „methodisches Rüstzeug bereitgestellt“ (S.13).

Mit Havelock, Ong, Heidegger, Derrida und de Kerckhove geht es in „ABC“ nicht nur um Schrift, sondern auch um Stimme und Sprache, angelehnt an Derridas erweiterten Schriftbegriff. Das Wahrgenommene ist sprachlich strukturiert, Informatik schafft mittels formaler Sprachen Welten, Aufzeichnungsgeräte bestimmen die Denkweisen, Schriftlichkeit und Mündlichkeit ziehen kulturelle Grenzen, und auch Wissenschaft entkommt nicht der Materialität und Metaphorizität von Sprache und Schrift.

„Wege, Kanäle, Übertragungen“ zollt der beliebten Transportmetaphorik bei der Charakterisierung von Medien Tribut – und dem Differenzierungspotential, das

die jeweilige Art der Übertragung für die theoretischen Ansätze, die sie benutzen, darstellt. Wenn nicht Bedeutung, sondern nur Signale übertragen werden können, heißt es: Informationstheorie trifft Semiotik.

„Massen-Medien-Kultur“ knüpft an Vorläufer des Fachverständnisses an, situiert also die Medienwissenschaft auch in diskurshistorischer Hinsicht: Medien sind als „Massenmedien“ aus kulturpessimistischer Sicht immer mal wieder zuständig für Vereinzelung und Volksverdummung, und wie beim Vorwurf der Lesesucht und der Verführbarkeit im Kino stand der Vorbehalt gegenüber „der Masse“ immer wieder mit „den Frauen“ in Zusammenhang. Wenn aber nach Anders das Fernsehen dazu beiträgt, „dass der Eroberungstrieb des Mannes verkümmert, da ihm die Welt nunmehr in mundgerechten Happen wie von einer Übermutter dargereicht wird“ (S.199), bleibt nur die Erkenntnis der Kommentatorin: „Der Mann als Eroberer scheint vor einer solchen Welt natürlich antiquiert – aber in diesem Fall schadet das ja nichts“ (ebd.).

Das „Debatte“-Kapitel dokumentiert Brechts sogenannte „Radiotheorie“, Enzensbergers Erweiterung des Begriffs der Produktivkräfte um ‚Bedeutung‘ und ‚Kommunikation‘ und Baudrillards Reaktion, dieser Sozialismus sei letztendlich mystisch. Es scheint die Zeit noch nicht gekommen, in der sich ein Titel wie „Materialismus“ neben „Kybernetik“ oder andere ebenso diskurshistorisch aufgeladene Verdichtungsmomente setzen lässt.

„Wahrnehmung“ verweist durch Texte von Bergson, Virilio u. a. auf Zusammenhänge zwischen Wahrnehmungstheorien und Medienwissenschaft – Medien strukturieren Wahrnehmung, gelten als Verlängerungen entsprechender Organe, als Ersatzsinne oder stehen in komplexen Verhältnissen zum Denken, zur „sinnlichen Erkenntnis“ und anderen Konzepten.

Wie schon seit dem 18. Jahrhundert der Begriff des Automatismus verbreitet ist, so setzen Texte von Freud, Lacan und Deleuze/Guattari in „Technologien des Unbewußten“ mit symbolischen Mechanismen und „Wunschmaschinen“ den Versuch fort, Physiologie, Neurologie und Technologie aufeinander zu beziehen. Ausgehend von der These der sprachlichen Verfasstheit des Denkens zeigt sich, dass sich ‚Mensch‘ und ‚Maschine‘ nur auseinander und voneinander her entziffern lassen.

„Die Zeit der Kybernetik“ zeigt, dass es um mehr als die reine Lehre von Steuerungsvorgängen und Regelungstechnik geht. Mit Donna Haraways Cyborg-Konzept und seiner Hybridisierung von Mensch und Maschine wird sogar ein entsubstantialisiertes Gender-Modell integriert.

„Formationen des Wissens“ versucht, den Einsatz von Technologien für die Konstitution und den Umschlag von Wissensformen als Kulturtechniken nachzuzeichnen, die ihre je eigene Grenze zwischen sagbar und unsagbar, Wissen und Nichtwissen usw. produzieren. ‚Wissen‘ erscheint so als Medieneffekt aus Technologie, Semiotik, Institutionen und Darstellungsformen.

Die Kapiteleinleitungen sind angenehm kurz, aber nicht verkürzt. Von bekannteren Autoren wurden oft unbekanntere Texte ausgewählt. Mit drei Erstüberset-

zungen wurde Material von Fiske, Débray und Lévy zugänglich gemacht. Allerdings wäre bei einer angestrebten Öffnung des Medienbegriffs und erwünschter Anschlussfähigkeit an andere theoretische Zweige ein stärkeres Augenmerk auf Autorinnen und auf feministische Ansätze wünschenswert. Und warum fehlt bei aller methodischen Reflektiertheit die angenehme Seite der Autorität, die Pflicht zur Sorgfalt? Die Jahreszahlen der Texte folgen keinem einheitlichen Prinzip, was eine Verortung der Texte in ihren geschichtlichen Kontexten erschwert. Die Nachweise enthalten meist keine Hinweise auf die Erscheinungsdaten der Original- bzw. Erstausgaben, ÜbersetzerInnen werden (mit Ausnahme der Erstübersetzungen) nicht genannt. Seitenzahlen und Fußnoten sind fehlerhaft, ebenso die Bibliografie, Textkürzungen wurden nicht markiert. Also doch bestenfalls ein Schmöckerbuch und keins zum Weiterstudieren? Ein formal einwandfreies Lehrbuch, das allzuschnell neue Grenzen errichtet, ist es jedenfalls nicht geworden; vielmehr ein Sammelband, der die Problematisierung einer fachlichen Herausbildung mit auf den Leseweg gibt.

Andrea Nolte, Ulrike Bergermann (Paderborn)